

Thema: Krisen, Kriege und Gewalt – die Macht der Bilder

FRONTLINE – DIE MACHT DER BILDER

Ikonen der Anklage

Fotos von Krieg und menschlichem Leid können etwas bewegen.

Aber wo liegen die Grenzen des Erträglichen? Eine Frage des Gewissens

Diese Aufnahme eines fallenden Soldaten im Spanischen Bürgerkrieg – hier in einer Ausstellung – machte Robert Capa berühmt. Allerdings ist bis heute umstritten, ob das Foto echt ist oder eine gestellte Szene.

Fotos: dpa

Von Anja Sabel

Bilder sind mächtig. Vor allem, wenn sie menschliches Elend zeigen. Sie berühren, schockieren und können Kriegsverläufe beeinflussen. Durch die Geschichte der Kriegsfotografie zieht sich auch die Frage der Moral: Ist es richtig, Grausamkeiten abzubilden? Antworten gab es auf einer Pax-Christi-Veranstaltung in Bremen.

Der Soldat taumelt, geht in die Knie, der Kopf fällt in den Nacken, das Gewehr gleitet aus seiner Hand. 1936, der Bürgerkrieg wütet in Spanien, als ein fallender republikanischer Soldat den Fotografen Robert Capa weltberühmt macht. Viele Jahre später, Capa ist längst tot, kommen Zweifel an der Echtheit des Bildes auf. Es heißt, die Szene im Augenblick des Todes sei nachgestellt worden. Beweisen lässt es sich nicht, denn das fragliche Negativ gilt als verschollen.

Das Ansehen des US-amerikanischen Fotografen ungarischer Herkunft bekommt Risse. Dennoch ist sein „Falling Soldier“ eine „Ikone“ – weil Capa eine Wende in der Kriegsfotografie einleitet. Gemeinsam mit seiner Lebensgefährtin Gerda Taro liefert er im Spanischen Bürgerkrieg die ersten Fotokriegsreportagen aus der Perspektive teilnehmender Beobachter. Er ergreift Partei für die Seite der Antifaschisten, ohne Teil der Truppen zu sein. Immer wieder sucht er die Nähe zum Frontgeschehen und fotografiert auch zwischen den kämpfenden Soldaten in den Schützengräben.

„No dead bodies“ – „keine Leichen“ lautet hingegen noch der Auftrag für Roger Fenton. 1855



Das Foto des ertrunkenen Flüchtlingsjungen Aylan ging 2015 um die Welt. Dürfen Medien so etwas zeigen? Oder müssen sie es sogar?

zieht der Fotopionier mit vollgepacktem Pferdewagen durch die Lande, um den Krim-Konflikt zu fotografieren. Er zeigt den Krieg zwischen England und Russland als eine Art rustikales Zeltlager. Seine Bilder geben wieder, wie angenehm das Leben im Feld sein kann, wenn man nicht als einfacher Soldat im Schützengraben liegt. Ohnehin ist es Fenton nicht möglich, sich frei auf dem Schlachtfeld zu bewegen. Er muss die lichtempfindlichen Fotoplatten noch nass belichten und sofort weiterbearbeiten. Deshalb kann er sich nur wenige Meter von seinem Pferdewagen, der ihm als Dunkelkammer dient, entfernen.

Eher romantisches Abenteuer als Gemetzel

Die Technik entwickelt sich rasant. Aber Kriegsfotografie bleibe auch nach mehr als 150 Jahren ein Spagat „zwischen Beobachtung, Inszenierung und Zensur“, sagt Lars Bauernschmitt, Professor an der Hochschule für Fotojournalismus in Hannover. Bereits zu Beginn der moder-

nen Kriegsberichterstattung ist das Verhältnis zwischen Militärs und Journalisten gespannt. Sobald es Fotografen gelingt, auf die Schlachtfelder zu gelangen, beginnt der Kampf um das Bild in der Öffentlichkeit. Später häufen sich die Versuche der politisch und militärisch Verantwortlichen, Informationen einzuschränken und zu kontrollieren. So gesehen ist der Erste Weltkrieg eine Erfolgsgeschichte: Auf den vom Kriegspresseamt freigegebenen Bildern wird kein Soldat verstümmelt, stirbt niemand im Gas, wird kein Panzer zur Todesfalle. Wie schon auf den Bildern von Roger Fenton erscheint auch der Krieg zwischen 1914 bis 1918 eher als „romantisches Abenteuer denn als blutiges Gemetzel“, erklärt Bauernschmitt.

Fotos, die Krieg und menschliches Elend zeigen, sind Beweismittel. Sie berühren und schockieren. „Doch sie können nur etwas bewegen, wenn man sie auch ansehen kann“, sagt der Hochschulprofessor. Und deshalb zieht sich eine Frage quer durch die Geschichte der Kriegsfotografie – die Frage nach der Moral: Darf man tote Soldaten fotografieren? Ist es richtig, die Bilder von Folteropfern zu zeigen? Wo ist die Grenze des Erträglichen?

Ein Thema, das auch Pax Christi beschäftigt, die internationale katholische Friedensbewegung. Mitglieder aus den Bistümern Osnabrück und Hamburg haben Lars Bauernschmitt zu ihrer Regionalversammlung nach Bremen eingeladen. Und der stellt sofort klar: „Ich kann keine Wahrheit versprechen. Es gibt nur eine persönliche, auf den Augenblick bezogene Position. Jede Redaktion muss selbst entscheiden, welche Fotos sie mit ihrem Gewissen vereinbaren kann.“



Unbestritten ist: Bilder sind mächtig. Zum Beispiel der Kniefall Willi Brandts am Ehrenmal der Helden des Aufstandes im Warschauer Ghetto. Dieses starke Motiv verändert die Sicht auf ein Land, das einen Weltkrieg begann und millionenfaches Leid brachte. Oder das berühmte Foto eines schwer brandverletzten vietnamesischen Mädchens, das schreiend auf einer Landstraße läuft. Es wird zum Symbol für die grausamen Leiden der Zivilbevölkerung im Vietnamkrieg. Es sind Fotos wie diese, die wesentlich zum Stimmungswandel über den Krieg in Südostasien beitragen. Fotos, die die amerikanische Öffentlichkeit unvorbereitet treffen und als „Blutfleck auf dem Teppich“ in den Wohnzimmern liegen, wie die „New York Times“ damals schreibt.

Es gibt keinen chirurgisch sauberen Krieg

Kriegsfotografie ist Dokumentation, aber auch eine Form der Beteiligung am Kriegsgeschehen. Kriegsbilder bleiben im kollektiven Gedächtnis. Ohne Schwarz-Weiß-Bilder von ausgemergelten Körpern hätte niemand sich vorstellen können, wie es in den Konzentrationslagern der Nationalsozialisten ausgesehen hat. Und große Teile der Weltbevölkerung wüssten nicht, was vielen Frauen in Afghanistan angetan wird ohne das Porträt von Aisha, der Frau, deren Ehemann ihr die

Ohren und Nase abschnitt. In der jüngeren Vergangenheit gehen kriegsführende Nationen dazu über, Auseinandersetzungen medial vorzubereiten und in Szene zu setzen. So wird der zweite Golfkrieg 1990/91 zwischen dem Irak und einer Militärkoalition unter Führung der US-Amerikaner durch lancierte Greuelthaten über den Irak vorbereitet. PR-Firmen verbreiten Lügen, um eine dem Krieg gegenüber positive Stimmung zu schaffen und ihn als einen gerechten Kampf gegen das Böse darzustellen.

Ein chirurgisch sauberer Krieg also, der keine unschuldigen Opfer fordert? Keineswegs. Um am Leben in der Mediengesellschaft teilnehmen zu können, sei eine Bildkompetenz wichtig, betont Hochschulprofessor Lars Bauernschmitt. Wer nicht in der Lage sei, Bilder zu lesen, werde immer wieder Opfer von Manipulationen. Nur wer die Bildelemente kenne und aus ihrem Zusammenspiel die richtigen Schlüsse ziehen könne, verstehe sie. „Fotos sind nicht nur bunte Layoutgarnitur.“

Man muss Fotos aber auch ertragen können – eine dauernde Suche nach Grenzen. Als 2014 eine Maschine der Malaysia-Airline von einer Flugabwehrrakete getroffen wird und in der Ostukraine abstürzt, erreicht der Magnum-Fotograf Jérôme Sessini als einer der Ersten den Unglücksort. Er fotografiert Tote, noch an die Sitze geschnallt, ei-

nen abgerissenen Fuß auf einer Straße, ein Tagebuch, das er vorher aufschlägt. Damit überschreitet Sessini nach Ansicht vieler Verantwortlicher in den Redaktionen weltweit eine Grenze. Diese Fotos werden vielfach nicht gedruckt. Ausgezeichnet beim World Press Photo Award 2015 wird dennoch eine Bilderstrecke des Absturzes, aber eine, die das Grauen zeigt ohne die Würde der Opfer zu verletzen.

Pulitzer-Preis für Foto eines verhungerten Kindes

„Auch in Zukunft werden Fotografen Elend darstellen“, sagt Lars Bauernschmitt. „Und dabei werden auch in Zukunft Fotos entstehen, die die ‚Ikone‘ werden und die hoffentlich die Kraft besitzen, gegen Krieg und Krisen zu wirken.“ Eines der bekanntesten Elendsbilder der Welt zeigt ein verhungertes Kleinkind im Südsudan, das sich im Sand krümmt, während hinter ihm schon ein Geier wartet. Der Südafrikaner Kevin Carter bekommt dafür 1994 den Pulitzer-Preis. Aber er erntet auch Kritik: Er sei nicht besser als der Geier, heißt es. Er habe die Situation für seinen eigenen Ruhm ausgenutzt. Drei Monate nach der Preisverleihung bringt sich Carter um. Reporter finden später heraus, dass das Kind am Rande eines Notaufnahmelaagers saß und seine Familie gerade Essen holte. Es blieb am Leben.



Dürre in Afrika, Hungersnot: Am härtesten betreffen solche Katastrophen die Kinder. Und oft nur über solche Bilder erfährt die Öffentlichkeit vom Überlebenskampf Millionen Afrikaner.



Am 8. Juni 1972 wurde das Dorf Trang Bang nahe Saigon von einem Luftangriff getroffen. Nackt und verbrannt floh die damals neunjährige Kim Phúc – und wurde fotografiert. Das Foto ging um die Welt und wurde umgehend zur „anklagenden Ikone“ im Vietnamkrieg.